

31331, III, F, d, 62

51  
880.

# Der diluvianische Comet.

Das Resultat wissenschaftlicher Betrachtungen auf dem  
Gebiete der Astronomie.

Eine Enthüllung zahlreicher Geheimnisse in  
der Natur.



Für die gebildete Welt verfasst

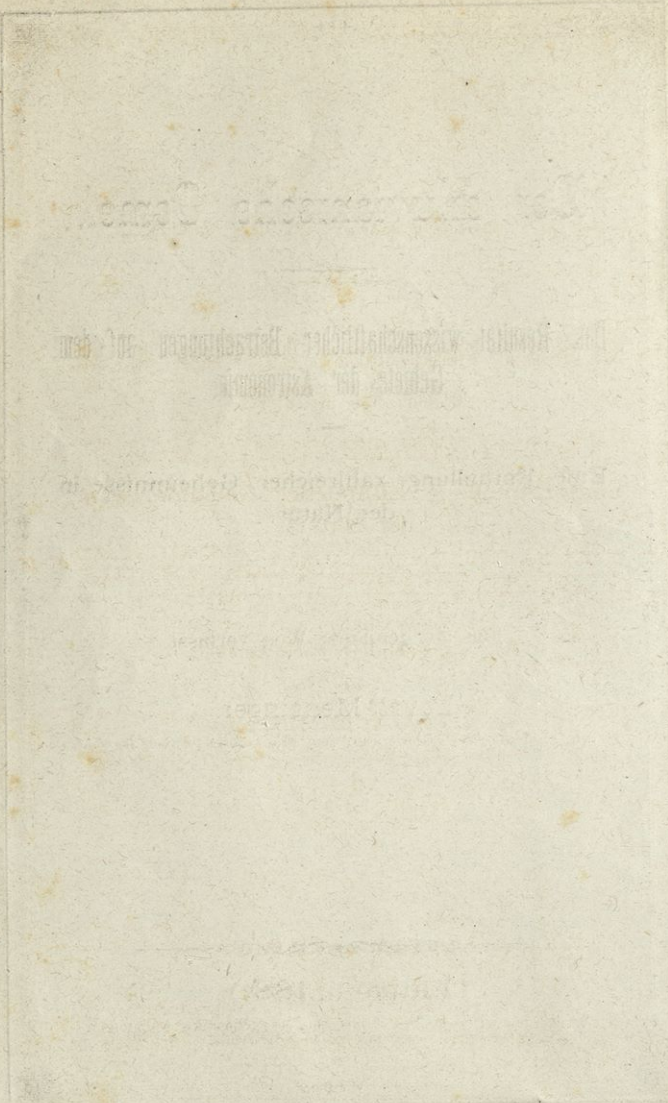
von

Lovro Mencinger,

dem Entdecker der „Glorie“ auf dem Franz Josef's-Tabor zu Golo

Laibach, 1880.

Verlag des Verfassers. — Druck von Josef Blasnik's Nachfolger.



# Der diluvianische Comet.

Das Resultat wissenschaftlicher Betrachtungen auf dem  
Gebiete der Astronomie.

Eine Enthüllung zahlreicher Geheimnisse in  
der Natur.

Für die gebildete Welt verfasst

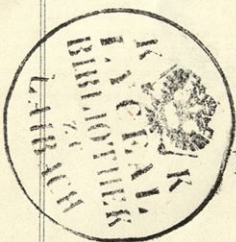
von

Lovro Mencinger,

dem Entdecker der „Glorie“ auf dem Franz Josef's-Tabor zu Golo.

Laibach, 1880.

Verlag des Verfassers. — Druck von Josef Blasnik's Nachfolger.



Der ägyptische Camel.

Das thierärztliche Fachgebiet der Veterinärwissenschaft auf dem Gebiete der Anatomie.

Eine Entzifferung zahlreicher Geheime in der Natur.

Die geistige Welt verlässt

von

Leopold Mäurer.

dem Verfasser der „Lehrbuch der Natur“ und dem Herausgeber des „Lehrbuch der Natur“.

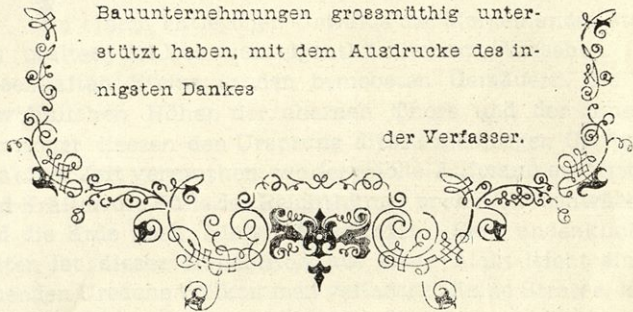
Leipzig, 1880.

Verlag des Verfassers - Druck von Carl Neuberger's Verlagsbuchhandlung.



Dieses kleine Werk weihet jenen edlen  
Mitmenschen, welche ihn bei gewagten  
Bauunternehmungen grossmüthig unter-  
stützt haben, mit dem Ausdrücke des in-  
nigsten Dankes

der Verfasser.





# Vorwort.

## Das verriegelte Schloss.

(Eine Parabel.)

In einem entlegenen Urwalde des Morgenlandes stand ein uraltes Schloss von eigenthümlichem Aussehen. Die riesenhaften Steine in den bemoosten Gemäuern, die ungewöhnlichen Höhen der ehernen Thore und der inneren Gemächer liessen den Ursprung dieses mächtigen Gebäudes aus einer Zeit vermuthen, wo der reiche Aufwand an Mitteln und Kräften die Fülle der Reichthümer noch nicht schwächte, und die Erde noch Riesen bewohnten. Seit undenklichen Zeiten ist dieser Landstrich aus einer nicht leicht einzusehenden Ursache vollkommen verlassen. Keine Strasse, kein Fussteig führt dahin, während die einstens blühenden Lustgärten wilde Reben im dichten Gestrüppe durchziehen. Der im Hintergrunde des Schlosses im dunklen Immergrün aufstrebende Urwald zieht sich in die Hunderte von Meilen hin und endet, nachdem derselbe eine bedeutende Bodenhöhe erreicht, oberhalb einer abschliessigen Felsenwand, unter welcher jener rauschende Wildstrom, welcher den ganzen erwähnten Landstrich von der übrigen Welt abschneidet, in einem jähen Absturze in dem Rachen der geöffneten Abgründe seine künftige Deckung findet. Der Wildstrom selbst charakterisirt sich durch eine Eigenthümlichkeit, welche grosse Gewässer gewöhnlich nicht haben; er hat nämlich stellenweise einen doppelten Lauf, einen obern und einen unterirdischen. Verschüttungen sperren zuweilen die eine oder die andere der unterirdischen Rillen, und dann tritt der Strom aus seinem oberen Laufe aus, und lagert seinen Ueberschuss an die benachbarten Sümpfe

ab; wenn aber das durchsickernde Wasser die Anhäufungen in den unterirdischen Wölbungen abgeschwemmt hat, dann sucht das Wasser die unteren Gemächer auf, und das obere Beet liegt stellenweise trocken. In den späten Herbstabenden, wo reichliche Nebel den nächtlichen Schein der Himmelslichter verhüllen, bilden die aus den Sümpfen zahlreich aufsteigenden phosphorescirenden Irrlichter die einzige Beleuchtung dieser unheimlichen Gegend.

Diese Irrlichter sind aber auch vielleicht der einzige Grund, dass so manche Sage vom „verriegelten Schlosse“ bis auf den heutigen Tag sich erhalten habe. Einzelne Wanderer, so wie ganze Karavananen, die sich auf nächtlicher Reise verirrt, kamen, dem Irrlichte folgend, vor das riesenhafte Schloss, fanden es aber allemal verriegelt.

Einstens, lautet die Sage weiter, unternahm ein Dichter eine Lustreise um die ganze Welt. Er kam auch in die Gegend vom „verriegelten Schlosse“. Der lebhaften Irrlichter gewahr legte er sich unter einen wilden Feigenbaum auf den moosigen Grund nieder, und unterhielt sich an dem seltsamen Naturspiele so lange, bis er ganz müde in die lieblichen Arme des Morpheus sank.

Die ersten Strahlen der Morgensonne weckten ihn auf, und er erinnerte sich nach dem schnellen Erwachen noch sehr lebhaft der eben unterbrochenen Träume. Tiefsinnig verlässt er sein nächtliches Lager, und setzt die Reise fort. Kaum macht er ein Paar Schritte weiter, und — das „verriegelte Schloss“, welches er soeben im Traume gesehen, steht vor ihm in Wirklichkeit da. Dieselbe Lage, dieselbe Höhe, dieselbe Form, ja sogar dieselbe Farbe, welche er im Traume am „verriegelten Schlosse“ gesehen, wiederholt sich vor seinem nun wachen Auge. — Nachdem er das sonderbare Gebäude nach allen Seiten betrachtet hatte, und den Eingang auch verriegelt fand, producirte sein Gedächtniss noch einen fernern Umstand des Traumes. Er sah nämlich im Traume, wie der letzte Sprosse der ausgestorbenen Familie — noch ein Riese — sämmtliche Gemächer sammt dem Hausthore absperrt, sieben an einem goldenen Ringe hängende diamantene Schlüssel in die Cisterne warf, in einem aufgeregten Zustande ein feuriges Ross bestieg, und auf demselben blitzschnell von seinem Angesichte verschwand. Der ermuthigte Dichter sucht und findet wirklich die im Wasser aufbewahrten Schlüssel. Nun war er des



lohnendsten Erfolges sicher. Der Versuch beginnt mit allen 7 Schlüsseln am Hauptthore, allein das diamantene Schloss geht nicht auf. Diess bringt den Dichter nicht ausser Fassung. Er that, was ihm die treue Muse dictirte, und combinirte und applicirte so lange, bis er zum Resultate gelangte, dass einer der 7 Schlüssel als Hauptschlüssel den Riegel eines jeden Schlosses zur Hälfte fortschiebe, während die anderen 6 Schlüssel in einer gewissen Ordnung zu je  $\frac{1}{6}$  der zweiten Hälfte des Laufes am Riegel fortsetzen, bis in derselben Weise die Oeffnung im ganzen Hause erfolge.

Unter den Sterblichen der Glücklichste durchmustert der Dichter jetzt eine solche Anzahl von Schätzen, dass dieselben die ganze Welt zu einem Paradiese umzugestalten vermöchten. Das verlorene Paradies auf Erden wieder zu finden, war des Dichters sehnlichster Wunsch, darum nahm unser Glücksheld nur eine antidiluvianische Hieroglyphenschrift auf einer mit Diamanten umkränzten Goldplatte als ein theures Andenken seiner Lustreise mit, alles Andere späteren Gästen überlassend.

Um den Zugang stets offen zu erhalten, spergte der uneigennützigste unter den Menschenkindern das bis jetzt verschlossen gewesene Schloss nicht wieder ab, und, damit dies nimmer mehr geschehen könne, behielt er auch noch die 7 diamantenen Schlüssel für sich, und nahm dieselben mit triumphirendem Jubel in seine geliebte Heimat mit.

jenseitigen Erfolges stehen den Versuch beginnt mit allen  
 Vorschlägen am Hauptthore, alle die thürmende Säulen  
 geht nicht auf diese Dinge den Dichten nicht ausser Ver-  
 such. Es kann was ihm die Kunst nicht dichte, und com-  
 puzant und agglutirt so lange, dass zum Haarbare gelangt,  
 dass einer der Vorschläge als Hauptthür der Dichtung  
 eines jeden Vorschlags zur Hilfe herbeizieh, während die  
 anderer Vorschläge in einem gewissen Ordnung zu je der  
 zweiten Hälfte der Dichtung am Regel fortsetzen, bis in der  
 selben Weise die Ordnung im ganzen Hause erfolge.

Unter den Bedingungen der Glückseligkeit durchmuster  
 der Dichter kann eine solche Anzahl von Bedingungen, dass die  
 selben die ganze Welt zu einem Fortdiesse ungeschickten  
 verbunden. Das verlorene Paradies auf Erden wieder zu  
 finden, war der Dichter's ehnlicher Wunsch, darum nahm  
 unser Glückseligkeit nur eine antihumanistische Hieroglyphen-  
 schritt auf einer mit Dichtungen unrichtigen Goldplatte als  
 ein heutige Andenken seiner Fortweise mit, alles Andere  
 späteren Göttern überlassen.

Um den Zugang stets offen zu erhalten, spreche der  
 ungeschickteste gerade den Menschenhanden das die jetzt  
 verschlossenen gewesene Schloß nicht wieder auf, und damit  
 dies immer mehr geschloßen können heißt, er auch noch  
 die Vorkommenen Schloß für sich, und nahm dieselben  
 mit Wohlgefallen den Lobel für seine geliebte Heimat mit.

(The text in this section is extremely faint and largely illegible, appearing to be bleed-through or very light printing.)

# Einleitung.

Motto:  
„Wodurch gibt sich der Genius kund?  
Wodurch sich der Schöpfer kund gibt  
in der Natur, in dem unendlichen  
All.“ —

Schiller.

**G**ross ist die Natur, klein ist der Mensch. Allein der Mensch ist als das vollendetste Ideal unter allen sichtbaren Wesen mit seinen Geistesanlagen auf Erden dafür bestimmt, die wahren Verhältnisse der ihn umgebenden Dinge zu erkennen und sich in der ganzen Schöpfung zu orientiren. Dann ist auch der Mensch — dann ist die Menschheit geistig gross, wenn beide diese Höhe der Wissenschaft erreichen. — Der Mensch ist das Universum im Kleinen. — Die bisherige Menschengeschichte weist uns aber nach, dass dieses nur allmählig — von Stufe zu Stufe — geschehen kann, wie auch nur allmählig die Finsterniss der Nacht dem vollen Lichte des Tages weicht.

Als Beispiel hierzu diene uns der Entwicklungsgang der astronomischen Wissenschaft.

Wie naive Anschauungen hatte noch Homer und Hesiod! Wir kennen dann ein Ptolomäisches, ein ägyptisches, ein Aristotelisches Planetensystem welche dem blossen Scheine entnommen, mit ihren Ansichten, dass die Erde der Centralkörper der ganzen Schöpfung sei, und dass um dieselbe die übrigen Himmelslichter als eine blossе Ausstattung kreisen, durch eine ansehnliche Anzahl von Jahrhunderten bis in die neuere Zeit allgemeine Anerkennung fanden.

Unter den Millionen und Millionen Menschen so vieler Jahrhunderte finden wir endlich einen Mann, den Nicolaus Copernicus († 1543), der unabhängig von den Ansichten

der Alten über den Bau der Welt nachsann, die Schranken des Scheines durchbrach, und so zur Erkenntniss der Wahrheit gelangte, dass nicht die Erde, sondern die Sonne der Centalkörper sei. Copernicus stellte der erste das richtige Planetensystem auf.

Kepler († 1631) ging eine Stufe weiter, indem er in seinen 3 Gesetzen die Bahnen des Sonnensystems berechnete.

Newton endlich († 1727) erforschte die Grundursache der Gesetzmässigkeit in den Bahnen. Er ahnte in der Attraction der allgemeinen Schwere die allgemeine Grundursache aller Bewegungen der Himmelskörper, und fand so das einigende Band aller Himmelskörper.

Auf diesem Stufengange gelangte die Astronomie auf eine wissenschaftliche Höhe, von der aus wir nicht nur unser Sonnensystem, sondern auch den ganzen unbegrenzten Welt-raum aufzufassen vermögen. Wir können aber nicht behaupten, dass die jetzige Astronomie schon eine vollendete Wissenschaft sei, da alle Naturwissenschaften einer fortwährenden Entwicklung und immer neuer Aufklärungen fähig sind. Zu einer Vervollkommnung in allen Zweigen würde die Menschheit viel eher gelangen, wenn sie die incorporirte antike Gewohnheit ablegen, und die Wahrheit nicht im Scheine, sondern ausserhalb dieser materiellen Sphäre suchen wollte. Auch hat die Welt heut zu Tage hinlängliche Mittel dazu, welche die vergangenen Jahrhunderte nicht besaßen.

Wir bemerkten oben, dass die Astronomie auf der gegenwärtigen Höhe noch nicht vollendet sei. Sie hat uns noch viele Fragen zu beantworten. Schon beim Anblicke des Mondes, der doch als unser nächster Nachbar in der nächsten Nähe vor uns schwebt, ist die Wissenschaft rathlos, und behilft sich mit einem Labyrinth von Hypothesen, aus welchem sie keinen Ausgang kennt, während die Geologen nicht einmal mit dem Urzustande des Erdbodens ins Reine gekommen sind.

Sache eines glücklichen Einfalles ist es gewesen, dass Copernicus den richtigen Standpunct der Erde entdeckte, —

ein glücklicher Einfall zwang den Newton zu seiner grossartigen Anschauung des Weltalls. — Wenn auf ähnliche Weise eine Menschenhand den Schleier von allen jetzt noch räthselhaften Erscheinungen am Himmel, und auf der Erde mit Einem Zuge lüften könnte, so würde diesen kühnen Zug die ganze auf Bildung Anspruch machende Mit- und Nachwelt mit unsterblichem Beifall lohnen.

Die Realisirung dieses schönen Gedankens soll die Aufgabe vorliegender Schrift sein.

Darum nur muthig ans Werk!





## Abhandlung.

**W**ir beginnen mit der Topographie des Mondes. Zu diesem Zwecke müssen wir uns eines geeigneten astronomischen Leitfadens bedienen, da unsere Beweisführung lediglich nur auf Auctoritäten gegründet ist. Wir wählen hierzu die populären Abhandlungen hierüber aus E. Wetzels allgemeiner Himmelskunde vom Jahre 1858.

Durch ein gutes Fernrohr sehen wir an der vollen Mondscheibe nebst dem für die Erdbewohner äusserst angenehmen Lichte auch eine traurige Stätte der Verwüstung: wir finden da Wallebenen, Ringgebirge, Krater und Gruben, Strahlensysteme — lauter Gebilde, die wir nicht zu deuten verstehen, da uns jeder Gegenstand des Vergleiches mangelt, indem der Mond kein Wasser hat, und ihn auch keine Atmosphäre umgibt. Wir wollen die einzelnen Gebilde etwas näher durchsehen.

1. Die Wallebenen. „Diese lehren uns, dass auf dem Monde zu verschiedenen Zeiten grossartige Revolutionen stattgefunden haben müssen, die in die Oberflächen-gestaltung stark modificirend, und zerstörend eingegrissen haben.“ —

2. Ringgebirge. „Ihre Zahl auf dem Monde beträgt beiweitem über 1000. Sie finden sich überall in Ebenen und Bergländern, ja sogar in den Wallebenen selbst.“ —

3. „Am häufigsten auf dem Monde sind Krater und Gruben, deren Anzahl kaum zählbar ist. Sie sind die

„kleinsten der ringförmigen Bildungen mit einem Durchmesser von 2 Mln. bis zur Grenze der Sichtbarkeit, c. 1200 Fuss. Zuweilen sieht man Krater in mehrfacher Zahl, oft 10 bis 12 wie Perlen an einander gereiht, und einer solchen Reihe oft mehrere andere ähnliche Reihen parallel ziehen. Sie finden sich überall in erstaunlicher Menge, in Ebenen, auf den Wällen der Wallebenen und Ringgebirge.“

4. „Schwer zu deutende, und von den bisher beschriebenen Bildungen des Mondes wesentlich verschiedene Dinge sind die sogenannten Rillen, meist in gerader Richtung, gewöhnlich 10 bis 15, ja zuweilen 25 bis 30 Mln. fortziehende Linien, die zur Zeit des Vollmondes als lichte Streifen, bei schräger Beleuchtung in der Nähe der Lichtgrenze als dunkle Linien sich darstellen. Man kennt gegenwärtig etwa 90 derselben. Sie sind jedenfalls Vertiefungen in der Mondoberfläche, wie man an dem schmalen Schatten erkennt, und von wenigstens 2000 Fuss Breite. Der Zeit ihrer Entstehung nach sind sie jünger, als die bisher besprochenen Bildungen des Mondes, denn sie setzen durch Wallebenen, Ringgebirge, Krater und Gruben, wenig in ihrer Richtung abgelenkt, mit selbstständigen Rändern hinweg. Zuweilen ziehen mehrere derselben in geringen Abständen fast parallel neben einander hin, und hören oft an nicht besonders markirten Punkten unmerklich auf. Am häufigsten führen sie zu Bergen hinan, oder enden in Kratern. Was sind diese räthselhaften Gebilde? — Flüsse können es nicht sein, denn sie zeigen keine Verzweigung, und der Mond entbehrt ja auch des Wassers. Sind es Landstrassen? — Wozu dann die verschwenderische Breite? — Eins ist nicht zu läugnen: sie scheinen eine verständige Absicht zu verrathen und Kunstprodukte zu sein.“

5. „Bieten schon die Rillen eine schwer zu deutende Erscheinung dar, so ist dies noch weit mehr mit den sogenannten Strahlensystemen des Mondes der Fall, da die Erde nicht zu haben scheint, was auch nur daran



„erinneren könnte. Sie stellen sich als glänzende von „manchen Ringgebirgen radienförmig ausgehende Streifen „dar, die durch ihr helles Licht alle anderen Mondland- „schaften überstrahlen, und bilden, indem ihr Licht zusam- „menzufließen scheint, um das Ringgebirge einen Nimbus.“

6. „Unter den vielen Verschiedenheiten, welche der „Mond gegen unsere Erde zeigt, scheint aber der be- „deutendste der Mangel einer Atmosphäre, und darum „auch des Wassers zu sein.“

„Triftige Gründe sind vorhanden, die für die Abwesen- „heit der beiden Elemente, der Luft und des Wassers „auf dem Monde sprechen, ohne welche wir uns eine „Existenz nicht vorzustellen vermögen. Jedenfalls ist, falls „der Mond überhaupt eine Spur von Atmosphäre besitzt, „dieselbe so unbedeutend, dass sie als nicht existirend „angenommen werden kann: sie kann auf dem Monde die „Rolle nicht spielen, welche der irdischen Atmosphäre „auf der Erde zuertheilt ist.

„Eine ganz andere, aber nicht zu entscheidende „Frage ist die, ob der Mond niemals eine Atmosphäre „besessen, und wenn, wodurch er sie verloren? —

„Besitzt der Mond keine Atmosphäre, so muss ihm „auch, da seine Oberfläche unter keinem Drucke steht, „das Wasser, ja jede Flüssigkeit überhaupt, fehlen. Hat „er dergleichen einmal besessen, so müssen sich alle „Flüssigkeiten in Dampf verwandelt haben, und musste dieser Dampf die Atmosphäre bilden.

„Ob vernünftige Wesen (Seleniten) auf dem Monde „wohnen, wissen wir nicht, und werden es auch wohl nie „mit Gewissheit erfahren. Und doch sträubt sich das „Gefühl dagegen anzunehmen, dass unter der grossen „Zahl der Welten, von denen gar viele die Erde bedeutend „an Grösse übertreffen, einzig und allein diese Erde vom „Schöpfer sollte ausersehen worden sein die Wohnstätte „lebendiger und vernünftiger Wesen zu sein. Seine All- „macht wird sich auch auf anderen Weltkörpern durch „Erschaffung von Wesen verherrlicht haben, die, den hier

„herrschenden Bedingungen gemäss organisirt, und nach „seinem Bilde geschaffen, die Fähigkeit besitzen, die sie „umgebende Welt mit ihren Wundern wahrzunehmen, „und den Urheber alles Erschaffenen zu erkennen und „zu verehren.“

Schon aus den bereits angeführten Citaten können wir keinen vernünftigeren Schluss ziehen, als diesen, dass der Mond vor dem Zustandekommen der räthselhaften Gebilde — ursprünglich — Wasser und Atmosphäre unbedingt besitzen musste, diese beiden Elemente aber später verloren habe.

In dieser Ansicht werden wir durch nachstehende Erwägungen noch mehr gestärkt.

Die Abwesenheit der Atmosphäre am Monde ist jedenfalls eine factische Anomalie in der Natur, indem eine Analogie an keinem andern Himmelskörper unseres Sonnensystems sich nachweisen lässt.

An der Sonne unterscheidet man drei Umhüllungen: eine den Sonnenkörper unmittelbar umschliessende wolkenartige Dunsthülle, darüber eine leuchtende Lichthülle, und endlich eine äussere nicht leuchtende, aber von der Lichthülle erhellte Wolkenhülle — die Atmosphäre. Aus dem Erscheinen und Verschwinden gewisser dunkler Flecken am Merkur schliesst man auf das Vorhandensein einer Atmosphäre am Merkur. Aus ähnlichen Gründen schliessen die Astronomen auf das Vorhandensein der Atmosphäre an der Venus, am Mars, Jupiter, Saturn etc.

Wir können uns auch die gesammte Natur nicht anders vorstellen, als ein einheitliches Werk der Schöpfung, weil ein und dasselbe Gesetz Alles beherrscht.

Von Plateau und später von Faraday ist ein sehr interessanter Versuch angestellt worden, der für das Verständniss der Laplace'schen Hypothese ausserordentlich förderlich ist. Hierüber handelt pag. 551 unseres Leitfadens. Pag. 552 lesen wir weiter:

„Nach Laplace's Ansicht war unser Sonnensystem „einst auch nichts Anderes als eine grosse kugelige Dunst-

„hülle von hoher Temperatur. Durch Verdichtung nach dem Mittelpunkte bildete sich im Laufe der Zeit der Centrankörper, die Sonne. Durch die Anziehung benachbarter Himmelskörper wurde diese mit ihrer Dunsthülle in Rotation versetzt. Hierdurch musste sich eine Centrifugalkraft entwickeln, und diese in der Ebene des Sonnenäquators ihren grössten Werth haben. Diese Centrifugalkraft konnte an den äussersten Grenzen der Dunstkugel grösser werden, als der Zug nach dem Sonnenmittelpunkte. Die natürliche Folge davon musste die Losreissung einer Dunstschichte in der Ebene des Sonnenäquators sein.

„Eine solche Trennung konnte aber auch durch die fortgesetzte Abkühlung und dadurch bewirkte Verdichtung der äussersten Dunstschichten befördert werden. In ähnlicher Weise haben sich viele Nebelringe losgerissen, alle diese Ringe sind gesprungen und ihre Masse musste sich nach den Gesetzen der Molekularanziehung zu einer Kugel abrunden.

„Auf diese Weise bildeten sich die einzelnen Planeten, die alle in derselben Richtung um die Sonne sich bewegen.

„Jede einzelne Planetenkugel hat anfänglich gewiss ein weit grösseres Volumen, und eine weit höhere Temperatur, als die heutigen, gehabt. Die Ausstrahlung der Wärme in den kalten Weltraum musste eine fortgesetzte Abkühlung an ihrer Oberfläche und eine Verkleinerung des Volumens zur Folge haben. Uebrigens musste bei jedem einzelnen Planeten sich der Vorgang, wie beim Ganzen, wiederholen, und durch Absonderung von ringförmigen Schichten mussten sich Monde bilden.“

Was Anderes ist diese schöne Hypothese, als eine meisterhafte Interpretation der Bibelstelle in der Genesis C. I. v. 6—10, wo es heisst:

„Es werde eine Veste in der Mitte der Wasser, und sondere Wasser von Wassern . . . und Gott nannte die Veste Himmel, und das Trockene Erde.“

Wir können so klare Uebereinstimmungen nicht mehr übersehen, vielmehr müssen wir mit der grössten Ruhe daraus den Schluss ziehen, dass unser Mond seine ursprüngliche Entstehung der Trennung von der Erde verdanke und als ein neuer selbständiger Himmelskörper von gleicher Natur Wasser und Atmosphäre haben musste, dass mithin der Mond vom Augenblicke seiner Entstehung an die vom Mutterkörper mitgebrachte Anlage zum organischen Leben analog dem Leben auf der Erde zu entfalten anfang. Wie weit aber dieses Leben auf der Mondoberfläche vorgeschritten sein mag, und ob denselben schon vernünftige Wesen (Seleniten) bewohnt haben, oder nicht, dieses wird kein Erdbewohner mit den jetzigen Instrumenten nachweisen können.

Von einer grösseren Wichtigkeit für uns ist aber die Frage, wodurch diese Lebensbedingungen am Monde aufgehoben worden sind? —

Im ganzen Universum herrscht ein mächtiges Gesetz und eine majestätische Ordnung. Die ganze Natur lebt und webt in beständigem Wechsel, und schreitet von Form zu Form unaufhaltsam vorwärts, ohne etwas daran zu verlieren.

Wenn unser Mond ursprünglich durch eine Zeitepoche lang Wasser und Atmosphäre besass, jetzt aber diese nicht hat, so ist dieses Wasser im Welt- raume nicht verloren gegangen. Es muss auf einen anderen Himmelskörper in der Auflösung übergegangen sein.

Wohin aber kann in unserm streng gebundenen Sonnensystem ein aufgelöster Theil eines Mondes nur übergehen? Dies bedarf keines Beweises. Selbstverständlich nur zu seinem Hauptplaneten, als dem nächsten, in der Anziehungskraft einflussreichsten Himmelskörper. Jeder andere Fall ist unmöglich.

Ziehen wir aus den Prämissen den endlichen Schluss: Da der Mond ursprünglich Wasser besass, jetzt aber dieses nicht mehr hat, da dieses im

Weltraume nicht verloren gehen, aber auch anderwärts nirgendshin ausströmen konnte, als auf unsere Erde, — so haben wir das vom Monde übergegangene Wasser auf keinem andern Himmelskörper, als auf unserer Erde, zu suchen.

Durch welche Veranlassung, wie, und wann dieser Uebergang geschehen ist, wird die Fortsetzung unserer Betrachtung nachweisen.

Der Lexell'sche Comet kam in Jahre 1767, und 1779 dem Jupiter so nahe, dass er zwischen dem Hauptplaneten und den Bahnen seiner Monde hindurchging. Hierbei ist die Bahn des Cometen gänzlich geändert worden, so dass er dieselbe, die er bisher in 5 Jahren 7 Monaten durchlief, nur erst in 174 Jahren vollenden wird. Er ist durch diese Aenderung der Bahn gänzlich aus dem Gesichtskreise der Erde gezogen und der Spielball Jupiters geworden. (Sieh' Wetzels pag. 538.)

Welchen Einfluss dieser Comet auf den Jupiter und seine Monde ausgeübt hat, lässt sich nicht ermitteln. Wir können annehmen: Der Comet hat beim Durchgange auf Jupiter und seine Monde einen ähnlichen Einfluss ausgeübt, als derselbe ihn auf unsere Erde und unsern Mond ausgeübt haben würde, wenn er an diese Himmelskörper in seinem Laufe gestossen wäre.

Nun ist es uns aber vom Biela'schen Cometen einerseits bekannt, dass derselbe unsere Erdbahn in seinem Laufe durchschneide. Der aufsteigende Knoten seiner Bahn nämlich liegt im  $245^{\circ} 54'$  Länge im Zeichen des Schützen, und wenn er in diesem Punkte seiner Bahn ist, so befindet er sich in einer Gegend des Weltraumes, an welchem die Erde Ende Novembers ebenfalls gelangt. Hiemit ist die Möglichkeit eines Zusammenstosses des Cometen mit der Erde gegeben.

Dieses Ereigniss kann aber nur dann eintreten, wenn

Ende Novembers die Erde und der Comet zugleich an der bezeichneten Stelle sich befinden.

Andererseits ist den Astronomen die Theilbarkeit dieses Cometen in 2 Cometen unerklärlich.

Hier fragen wir vor Allem: Wer kann uns verbürgen, dass dieser Möglichkeitsfall des Zusammenstosses des Biela'schen Cometen mit unserer Erde in den längst vergangenen Jahrtausenden sich nicht schon öfters wiederholt haben konnte? Wir haben Gründe uns der bejahenden Ansicht anzuschliessen.

Mit einer grösseren Sicherheit werden wir dies thun, wenn wir dazu noch hinlängliche Fingerzeige in der Vergangenheit aufdecken.

Sehen wir uns in dem ältesten geschichtlichen Werke um — in der Bibel.

Genesis c. VII. v. 11. heisst es:

„Im 600sten Jahre des Lebens Noe, im 2ten Monate, am 17ten Tage des Monates brachen auf alle Brunnen der grossen Tiefe, und die Schleussen des Himmels (cataraeta coeli) thaten sich auf.“

Dieser 2te Monat entspricht laut Uebereinstimmung aller Theologen unserem Monate November, also gerade jenem Monate, in welchem unter den angegebenen Bedingungen ein Zusammenstoss des Biela'schen Cometen mit der Erde möglich war.

In demselben Buche c. III. v. 24 lesen wir folgende Stelle:

„Er setzte vor den Lustgarten Cherubim mit dem feurigen zuckenden Schwerte zu bewahren den Weg.“ — —

J. E. Veith schreibt in seinen heiligen Bergen:

„Eine uralte Tradition der Sinesen redet vom gigantischen Uebermuth, der die Gewaltthätigen ergriff. Vorzüglich wird unter ihnen Kong-kong genannt. Der älteste Veranlasser der Fluth, bei deren Eintritt die Säulen des Himmels brachen und die Bande der Erde rissen.“

In gleichem Sinne schreibt Dr. J. Möller in seiner angefangenen Weltgeschichte pag. 17.: „Kong - kong kämpfte mit Tschuanchio, und in seiner Wuth stiess er mit seinem Horn gegen den Berg Pu-dschou, so dass die Säulen des Himmels zusammenstürzten und die Bande der Erde zerrissen.“

Die Tradition der Sinesen spricht demnach von der Sündfluth, welche nach der biblischen Berechnung in die Mitte des 17ten Jahrhunderts der Menschengeschichte fällt, in demselben Sinne, wie die Bibel, für unsern Zweck noch kräftiger und bezeichnender.

Die mosaische und die sinesische Tradition weisen nach zwei Richtungen hin, um die Ursache der Ueberschwemmung jener gewaltigen Katastrophe zu bezeichnen: „Die Bande der Erde rissen“ ist der eine gewaltige Ursprung der Gewässer, — die Schleussen des Himmels (cataractae coeli), welche sich aufthaten, die Säulen des Himmels, welche brachen, ist der zweite Ursprung. Diese markirten Gegensätze zwingen uns zur Anschauung, dass bei der Sündfluth nicht allein die Gewässer der Erde im Spiele waren, sondern auch Gewässer, welche in Folge eines Brechens und Zusammenstürzens am Himmel durch eine gewaltige Störung zu Stande kamen. Bezeichnend und nicht ohne Sinn sind auch obige Worte: „er stiess mit dem Horn gegen den Berg,“ da der Anstoss irgend eines benachbarten Himmelskörpers bei dieser Umstürzung stattgefunden haben musste.

Vom jetzigen Standpunkte der Astronomie aus konnte aber eine solche gewaltige Störung am Himmel kein anderer Himmelskörper unseres Sonnensystems verursacht und fremde Gewässer vom Monde heruntergerissen haben, als nur der Biela'sche Comet.

Wenn wir die zweite angeführte Bibelstelle etwas aufmerksamer betrachten, so werden wir für die Bestätigung unserer Ansicht noch mehr gewinnen.

Was Anderes können wir uns von einer Naturerscheinung am Himmel in der Form eines feurigen Schwertes wohl denken, als einen Cometen? — Dass aber dieser Comet eben der besprochene Biela'sche Comet war und die Verwüstung des Paradieses mit der Sündfluth im Zusammenhange stehe, werden wir sogleich einsehen.

Vom Biela'schen Cometen spricht Steiner in seinem kleinen astronomischen Werke folgendes zum Schlusse:

„Dass ein Durchgang ganz ohne den geringsten Einfluss auf unsern Planeten vorübergehen würde, ist nicht zu behaupten. Regengüsse, Ueberschwemmungen, Nebel, Wind und Sturm etc. könnten wohl in Folge eines solchen Durchganges eintreten.“

Vom Paradiese schreibt aber Moses in der Genesis c. II. v. 5, 6: also:

„Gott der Herr hatte noch nicht regnen lassen auf Erden, sondern ein Brunnen — ein Dunst, der als starker Thau niederfiel — stieg auf von der Erde, und befeuchtete den ganzen Erdboden.“

Wenn auf die Untreue, die Adam vor Gott begangen, jenes verhängnisvolle Schwert (der Biela'sche Comet) im Durchgange durch die Erdbahn am Himmel erschien, und durch obige niegesehene Calamitäten das Paradies heimsuchte, so konnte durch eine örtliche Ueberschwemmung die geliebte Wohnstätte des ersten Menschenpaares für immerwährende Zeiten unzugänglich und unkennd gemacht haben.

Dass dieses wirklich stattgefunden haben musste, sehen wir aus dem Umstande, dass zu Noes Zeiten der Schrecken vor dem verhängnisvollen Schwerte noch in ganz lebhafter Erinnerung war und Noe bei einem etwaigen Wiedererscheinen eine Ueberschwemmung befürchtete, und darum aus Vorsorge eine Arche baute. Was Noe längst vorher geahnt und wenigsten 120 Jahre stark befürchtet hatte, trat wirklich ein. Noe, der vorsichtige Mann, bestieg



seine Arche und rettete so sich selbst mit seiner Familie, und in seinem Stamme das ganze fernere Menschengeschlecht auf Erden.

Die Furcht vor dem Cometen ist demnach eine in der ganzen Menschheit begründete — eine historische, und beruht nicht auf der blossen Phantasie.

Das verlorene Paradies steht im ursächlichen Zusammenhange mit der Sündfluth.

Der Biela'sche Comet seit der Menschengeschichte beim ersten Durchgange durch unsere Erdbahn zerstörte durch örtliche Ueberschwemmungen das Paradies, 1656 Jahre darauf bei einem unglücklichen Stande des Mondes zur Erde brachte er in seinem schnellen Anprall zunächst den Mond in stürmische Aufwallungen, die aufgeregten Gewässer lösten sich in Dämpfe auf, diese riess der Comet vermöge der Molekularanziehung im Laufe mit und lagerte solche beim Anstosse auf die Erde als brausende Regengüsse hier ab. Durch den schnellen Anprall auf den Mond, oder auf die Erde, erlitt der Comet eine Trennung seines Volumens in zwei mitlaufende Cometen. Diese Theilung war am Cometen die Folge des Anstosses beim Durchgange, die Folgen am Monde und an der Erde sind jetzt selbstverständlich. Was der Mond an Masse und Gewicht verloren, hat die Erde gewonnen. Durch diesen Tausch war auch die gegenseitige Anziehung um so viel geändert, aber auch die Bahnen der Erde und des Mondes haben darunter einerseits eine Verzögerung, andererseits eine Beschleunigung erleiden müssen, da in der Wagschale der Naturkräfte jedes Athom nur dorten zählt, wo es ist. Wie lang die Mondjahre, wie lang die Sonnenjahre vor der Sündfluth waren, ist jetzt annähernd leicht zu berechnen. \*)

---

\*) Diese Berechnung auf Grundlage des „diluvianischen Cometen“ liegt in den Händen des Verfassers unter dem Titel: „Zeitrechnung der Urwelt“ bereits vollendet da.

Die Entwässerung des Mondes und die allgemeine Ueberschwemmung der Erde ist demnach ein gleichzeitiges Ereigniss; veranlasst und bewirkt durch eine und dieselbe Ursache — durch den Durchgang des Biela'schen Cometen durch die Erdbahn —, und der Biela'sche Comet ist in Wahrheit unser diluvianischer Comet.

Das Verhältniß zwischen der Entwässerung des Mondes und der Ueberschwemmung der Erde ist ein gleichzeitiges Ereigniss; veranlasst und bewirkt durch eine und dieselbe Ursache — durch den Durchgang des Biela'schen Cometen durch die Erdbahn —, und der Biela'sche Comet ist in Wahrheit unser diluvianischer Comet.

Die Entwässerung des Mondes und die allgemeine Ueberschwemmung der Erde ist demnach ein gleichzeitiges Ereigniss; veranlasst und bewirkt durch eine und dieselbe Ursache — durch den Durchgang des Biela'schen Cometen durch die Erdbahn —, und der Biela'sche Comet ist in Wahrheit unser diluvianischer Comet.

Diese Beobachtung ist ein gleichzeitiges Ereigniss; veranlasst und bewirkt durch eine und dieselbe Ursache — durch den Durchgang des Biela'schen Cometen durch die Erdbahn —, und der Biela'sche Comet ist in Wahrheit unser diluvianischer Comet.

